Gabriele B. Clemens

Vornationale Deutungsmuster: Universal-, Reichs- und Ländergeschichte und ihr Niedergang in Deutschland?

Als Jakob Burckhardt zu Silvester 1872 an Friedrich von Preen schrieb, daß ihm keine neueren Werke zur Zeitgeschichte bekannt seien („seit Gervinus habe ich einen Abgeschmack an solchen Büchern"), äußerte er auch die inzwischen berühmt gewordene Ansicht, daß man ohnehin nur noch einige Jahre warten müsse, „[...] bis die ganze Weltgeschichte von Adam an siegesdeutsch angestrichen auf 1870/71 orientiert sein wird"[1]. Aus der Baseler Distanz prophezeite er angesichts des Einheits- und Siegesrauschs der deutschen Nachbarn also eine Funktionalisierung der Geschichtsschreibung, die über alles bisher bekannte Maß hinausgehen sollte. Dieses schöne Zitat findet man immer wieder in Arbeiten, die sich mit der deutschen Historiographie auseinandersetzen. Lange ging man davon aus, daß die deutsche Geschichtsschreibung spätestens seit den 1870er Jahren einzig und allein den Weg Deutschlands in den Nationalstaat beschreibe und feiere. Dies läßt sich nicht zuletzt durch die Konzentration auf die universitäre Forschung erklären, wobei vor allem die sogenannten politischen Professoren Preußens im Mittelpunkt des Interesses standen[2].

---

[1] Jacob Burckhardt, Briefe. Ausgew. und hg. von Max Burckhardt (Birsfelden–Basel 1964) 321.

[2] Volker Dotterweich, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817–1861) (Göttingen 1978); Karl H. Metz, Grundformen historiographischen Denkens. Wissenschaftsgeschichte als Methodologie. Dargestellt an Ranke, Treitschke und Lamprecht (München 1979) 237–274; Ulrich Langer, Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten (Düsseldorf 1978); Wolfgang Hardtwig, Von Preußens Aufgabe in Deutschland und zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borussianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: HZ 231 (1980) 265–324; Walter Bussmann, Treitschke. Sein Welt- und Geschichtsbild (Göttingen ^{2}1981); Gangolf Hübinger, Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik (Göttingen 1984); Eike Wolgast, Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg: Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986. Festschrift in sechs Bänden, Bd. 2: Das neunzehnte Jahrhundert 1803–1918, hg. von Wilhelm Doerr und Peter Anselm Riedl (Berlin 1985) 158–196; Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus. Eine Einführung (München 1992) 86–92; ein jüngeres Beispiel für die einseitige Konzentration auf den protestantisch preußischen Professorennationalismus bietet Hedda Gramley, Propheten des deutschen Nationalismus. Theologen, Historiker und Nationalökonomen 1848–1880 (Frankfurt am Main 2001).

Die alleinige Eignung Preußens, Deutschland „wieder“ zu einem starken Nationalstaat zu machen, wurde im 19. Jahrhundert von diesen geradezu gebetsmühlenhaft betont. Verwiesen sei hier lediglich auf Heinrich von Sybel, Johann Gustav Droysen und Heinrich von Treitschke, die ganz dezidiert Geschichte in politischer Absicht schrieben. Droysens erklärtes Ziel war es, Glaube und Liebe zum Vaterland zu lehren und neu zu begründen[3]. Sybel betonte in seinen Werken ausdrücklich, er habe nirgends versucht, seine preußische und nationalliberale Gesinnung zu verbergen[4]. Sein ganzes Leben hatte er das preußische Banner geschwenkt und gegen Frankreich, Österreich und die katholische Kirche gepredigt. Für ihn war die Geschichtsschreibung ein großes Arsenal, das ihm Angriffs- und Verteidigungswaffen lieferte[5]. Aus diesem bediente sich auch Treitschke mit ganz besonderer Begabung, wobei er mit seiner parteiischen propreußischen „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ nicht nur die zeitgenössische Historiographie maßgeblich beeinflußte[6].

Mag Burckhardts Zitat auch noch so eingängig und griffig sein, und mögen die genannten preußischen Historiker sowie ihre Schüler und Kollegen dem „mainstream“ entsprochen haben, so wird doch häufig übersehen, daß es sowohl vor als auch nach 1871 in der deutschen Historiographie immer Alternativen und Gegenpositionen zu einer derart einseitigen Vereinnahmung der Geschichte im preußisch-nationalen Sinn gegeben hat. Vor und nach der nationalen Einigung arbeiteten in den deutschen Ländern auch Historiker, die sich mit Universal-, Reichs- und Landesgeschichte beschäftigten. Deshalb wurde das Fragezeichen hinter den Aufsatztitel gesetzt, weil im folgenden dargelegt werden soll, daß sowohl die Universal- als auch die Reichs- und Landesgeschichte nach der Reichsgründung nicht samt und sonders im Niedergang begriffen waren oder untergingen.

Die Gliederung des Beitrages ergibt sich von selbst. Zunächst wird die Universalgeschichtsschreibung im 18. und 19. Jahrhundert vorgestellt, es folgen die Grundzüge der Reichs- und dann die der Landeshistoriographie. Es kann an dieser Stelle natürlich nur ein Überblick geboten werden, in dem die groben Linien dieser drei Ansätze skizziert werden. Deutlich sollte aber auf jeden Fall werden, daß auch diese Formen der Geschichtsschreibung – wie die Historiographie der nationalliberalen Professoren – gesellschaftlichen, ideengeschichtlichen und politischen Konjunkturen unterlagen und sich mehr oder weniger großer Beliebtheit gemäß den jeweils vorherrschenden politischen oder allgemeinen kulturellen Bedingungen erfreuten.

---

[3] George P. Gooch, Geschichte der Geschichtsschreibung (Frankfurt am Main 1964) 87–152.

[4] Ebd. 154–158.

[5] Zu den Ansätzen und Funktionen legitimatorischer Geschichtsschreibung im Kaiserreich vgl. Edgar Wolfrum, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung (Göttingen 2001) 10–26.

[6] Zu den historiographischen Folgen der Konstruktion des borussischen Geschichtsmythos vgl. Andreas K. Fahrmeir, Opfer borussischen Geschichtsmythos? Das 19. Jahrhundert in der Historiographie 1871–1995, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 25 (1996) 73–97.

Beginnen wir mit der Universalgeschichte. Sie hatte unbestritten ihre größte Konjunktur während der Aufklärungszeit und wurde vor allem von Universitätsprofessoren gelehrt. Beeinflußt waren diese mehrheitlich von den philosophischen Werken Voltaires, dessen „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations" aus dem Jahr 1752 allgemein als die erste „wirkliche" Weltgeschichte angesehen wird[7]. Sie erschien aufgrund der französischen Zensur in England, und zwar in 38 Bänden. Immer wieder und zu Recht wird die Geschichtsschreibung Voltaires als einer der Höhepunkte aufgeklärter Historiographie gepriesen, ihm folgende universalhistorisch ausgerichtete Autoren sahen dann auch in Voltaires „Zeitalter Ludwigs XIV." ein geradezu klassisches Vorbild[8].

Die Geschichtsschreibung der Aufklärung betonte die Emanzipation des Menschen von jeglicher Form ungerechtfertigter Autorität. Mit diesem ideellen Anspruch wandte sie sich sowohl gegen willkürliche weltliche Herrschaft als auch gegen erstarrte kirchliche Institutionen. Sie unterstrich demgegenüber den Glauben an den vernunftbegabten Menschen, die Hoffnung auf politische Gleichberechtigung und auf ein brüderliches Verhältnis zwischen den Völkern und Rassen. Sie forderte religiöse Toleranz, und sie äußerte sich zuversichtlich bezüglich eines unaufhaltsamen Fortschritts[9]. So waren etwa in Göttingen Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer von der Möglichkeit überzeugt, die Universalgeschichte als vollständige Geschichte aller Völker systematisch darstellen und den objektiven „nexus rerum universalis" in ihr nachweisen zu können[10]. Dies waren die wesentlichen Voraussetzungen dafür, die außereuropäische Welt in den Forschungsbereich zu rücken und damit Universalgeschichte zu ermöglichen. So manche Weltgeschichte des 18. Jahrhunderts ging dabei von der Annahme aus, daß die Geschichte der Menschheit nach immer gleichen Mustern abläuft, daß sie einen folgerichtigen Prozeß bildet und es die Aufgabe der Geschichtsschreibung sei, diesen vereinigenden Faden zu entwirren.

Dabei wurde die politische Geschichtsschreibung bewußt zurückgedrängt, was mit dem kosmopolitischen Charakter der Aufklärung zusammenhing. Man strebte über die staatlichen Grenzen hinaus zu einem Weltbürgertum und suchte Huma-

---

[7] Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (München–Berlin 1911) 358; Geoffrey Barraclough, Universalgeschichte, in: Ernst Schulin (Hg.), Universalgeschichte (Köln 1974) 67–87, hier 68.

[8] Notker Hammerstein, Der Anteil des 18. Jahrhunderts an der Ausbildung der historischen Schulen des 19. Jahrhundert, in: Karl Hammer, Jürgen Voss (Hgg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation – Zielsetzung – Ergebnisse. 12. Deutsch-Französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris (Bonn 1976) 432–450, hier 51.

[9] Horst Walter Blanke, Aufklärungshistorie und Historismus, in: Otto Gerhard Oexle, Jörn Rüsen (Hg.), Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme (Köln–Weimar–Wien 1996) 78.

[10] Rudolf Vierhaus, Historisches Interesse im 18. Jahrhundert, in: Hans-Erich Bödeker, Georg G. Iggers, Jonathan B. Knudsen (Hgg.), Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert (Göttingen 1986) 264–275, hier 271.

nität ohne Rücksicht auf die politischen Verbände zu pflegen. Dabei war der Weg des 18. Jahrhunderts zur Weltgeschichte in der Konzeption erfolgreicher als in der Durchführung. Er brachte eine Sicht des allgemeinen Fortschritts von Gesellschaft und Kultur zum Ausdruck, statt der bloßen Aufzählung von Schlachten und politischen Ereignissen; aber allzu oft führte er zu einer Reihe oberflächlicher Verallgemeinerungen oder Schablonen philosophischer Art, die der Geschichte von außen ohne Kritik oder sorgfältiges Studium der Quellen auferlegt wurde.

Die umfangreichen Buchreihen berühmter Historiker dieser Epoche waren kompilierte Kompendien[11], die sie für ihre Vorlesungen erstellt hatten und in dieser Form – meist kaum redigiert – auch veröffentlichten. Deshalb urteilte Leopold von Ranke wohl auch nicht zu Unrecht über seine Vorläufer im 18. Jahrhundert, es habe ihnen an der Kunst der Darstellung, nicht jedoch an Gelehrsamkeit gemangelt[12]. Auch Geschichtsphilosophen wie Herder und Hegel, die den orientalischen Völkern gerecht zu werden versuchten, schrieben ohne eine angemessene Grundlage konkreten historischen Wissens.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts geriet die Universalgeschichte zunächst langsam und dann immer vehementer in die Kritik – und dies sowohl aus politischen als auch aus methodischen Gründen. Das für das Zeitalter der Vernunft so charakteristische Interesse an Universalgeschichte begann während der Französischen Revolution zu erlahmen. Zwar wurde bereits seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts in den deutschen Ländern über die Idee eines Nationalstaats diskutiert, wobei vor allem die Dynastie in Wien ihre Aufgabe im „nation-building" sah, was sich deutlich an der Propaganda ablesen läßt[13]; aber erst seit der Französischen Revolution wich das kosmopolitische zunehmend dem nationalen Denken[14]. Darüber hinaus war die Erfahrung mit der Hegemoniepolitik Napoleons gewiß nicht dazu angetan, die Vorstellungen von einem friedlichen und rationalen Völkerbund zu beflügeln. Die Idee der Nation gewann allmählich an Wirkmächtigkeit und wenn die Nation der höchste Ausdruck menschlicher Bemühungen war, so folgte daraus logischerweise, daß Nationalgeschichte im Grunde die einzige in Frage kommende Art von Geschichte sein mußte.

Außerdem wurden die Universalgeschichtsschreiber zunehmend aus methodischen Gründen angegriffen. Forscher, die die historisch-kritische Methode entwik-

---

[11] Der Göttinger Professor August Ludwig Schlözer warf der Universalhistorie rückblickend vor, sie sei „[...] weiland nichts als ein Gemengsel von einigen historischen Datis [...]" gewesen; August Ludwig Schlözer, WeltGeschichte nach ihren Haupt-Theilen im Auszug und Zusammenhang, Bd. 1 (Göttingen ^{3}1785) 71.

[12] Eberhard Kessel, Rankes Idee der Universalhistorie, in: HZ 178 (1954) 269–308.

[13] Wolfgang Burgdorf, Reichskonstitution und Nation: Verfassungsprojekte für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im politischen Schrifttum von 1648 bis 1806 (Mainz 1998) 21.

[14] Dieter Langewiesche, ‚Nation', ‚Nationalismus', ‚Nationalstaat' in der europäischen Geschichte seit dem Mittelalter – Versuch einer Bilanz, in: Ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa (München 2000) 14–35, hier 14.

kelten, warfen den Universalhistorikern mangelnde Quellenkenntnis und -kritik vor. Darüber hinaus erschwerte es der ständige Zuwachs an Wissen zunehmend, eine Universalgeschichte zu schreiben. So wurden nach 1800 nicht nur das kritisch-wissenschaftliche Fundament der Universalhistoriker bemängelt, sondern überhaupt die Möglichkeit in Frage gestellt, daß ein einzelner den hohen Anforderungen einer Weltgeschichte überhaupt gerecht werden könne. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiten, die sich mit Historiographiegeschichte auseinandersetzt, stimmt darin überein, daß mit den quellenkritischen Arbeiten des Altertumswissenschaftlers Barthold Georg Niebuhrs eine neue Stufe, gleichsam der Anfang der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung erreicht worden sei. Leopold von Ranke, der seinerseits für Generationen schulbildend wirken sollte, habe dann noch diesen Ansatz „nur“ für die neuere Geschichte fruchtbar gemacht[15].

Dennoch dauerte es annähernd 40 Jahre, bis die Universalhistorie durch die neuen historischen Methoden abgelöst wurde. Universalhistoriker wie Friedrich Christoph Schlosser und Karl von Rotteck standen noch lange hoch in der Gunst des Publikums. Sie hatten ihre Ausbildung und Prägung als Wissenschaftler und Publizisten vor 1800 erhalten und vertraten die Grundsätze der Aufklärung bis zu ihrem Lebensende. Rottecks Tod im Jahre 1840 wird als endgültiger Wendepunkt in der Historiographiegeschichte gesehen. Die Universalgeschichte war von der Nationalgeschichte abgelöst worden. Doch auch hier gilt es wiederum zu differenzieren. Leopold von Ranke, der mit seiner Geschichte der Päpste am Beginn seines Forscherlebens mit einem universalgeschichtlichen Ansatz begonnen hatte[16], kehrte in seinen letzten Lebensjahren wieder zu diesem zurück und schrieb seine umfangreiche und auf acht Bände angelegte Weltgeschichte. Und dies, obwohl er seinen größten Erfolg erzielte, als er sich Ende der 1830er Jahre von der Weltgeschichte abwandte und sich nach seiner Papstgeschichte der sogenannten „vaterländischen“ Geschichte zuwandte. Sybel lobte seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ aus den Jahren 1839 und 1843 geradezu enthusiastisch als Werk „eines deutschen Patrioten, der von Begeisterung für die größte Tat des deutschen Geistes erfüllt sei“[17].

Was die weitere Entwicklung der Universalgeschichte anbelangt, so sei hier lediglich erwähnt, daß sie nach 1900 wieder neue Impulse erfuhr, wobei innovative Konzepte von Historikern, vor allem aber von Nationalökonomen und Soziologen entwickelt wurden. Verwiesen sei an dieser Stelle nur auf Max Weber. Seine Aufsätze zur Religionssoziologie und sein mehrbändiges Werk „Wirtschaft und

---

[15] Hammerstein, Der Anteil des 18. Jahrhunderts 57.

[16] Der erste Band von „Die Römischen Päpste, die Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert” erschien 1834, der zweite und dritte 1836; vgl. allgemein zu Rankes Ansatz zur Weltgeschichte Ernst Schulin, Universalgeschichte und Nationalgeschichte bei Leopold von Ranke, in: Wolfgang Mommsen (Hg.), Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft (Stuttgart 1988) 37–71.

[17] Gooch, Geschichte der Geschichtsschreibung 101.

Gesellschaft“ enthalten Höchstleistungen in vergleichender universalgeschichtlicher Betrachtung. Auch Karl Lamprecht betrieb Kulturgeschichte in ausdrücklicher Opposition zur vorherrschenden politischen Historie und gründete 1909 das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte[18].

Beenden wir den summarischen Überblick zur Universal- und wenden uns der Reichsgeschichtsschreibung zu. Für sie hatte der Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation deutlich einschneidendere Folgen als für erstere, und dies hing eng mit ihrer Ausrichtung vor 1800 zusammen. Die Reichshistoriographie hat ihre Wurzeln – wie übrigens auch jene der Länder – in der frühneuzeitlichen Dynastiegeschichtsschreibung. Stärkere Impulse erhielt sie im 17. Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden. Ihre entscheidende Ausformung gewann sie dann aber im 18. Jahrhundert; besonders in den Jahren zwischen 1710 und 1750 erschienen zahlreiche Schriften zu diesem Themenkomplex. Die Reichsgeschichte war eine Art Hilfsdisziplin der Publizistik, der Lehre vom Reichs-Staats-Recht, dem Ius Publicum Romano Germanicum. Sie entwickelte sich immer stärker zu einem wichtigen Instrument der Jurisprudenz. Der staatlichen Sonderform des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation entspricht unmittelbar ein besonderes Reichsrecht. Zwar verfügte auch England über eine historisch-politische Beweisführung, in Italien wenden die italienischen Juristen die prozessualen Formen des ius publicum an und in Frankreich bildet sich eine verwandte Tradition in den Parlamentsdiskussionen aus, aber nur im Reich wird die Jurisprudenz insgesamt so dezidiert historisch begründete, und deshalb entwikkelte sich die Historie zur wichtigsten Hilfsdisziplin der Reichspublizisten[19].

Die Universitäten bemühten sich, diese neue juristische Hilfsdisziplin anzubieten, da sie sich davon versprachen, möglichst viele Jurastudenten anzuziehen, denen die komplexe Reichsstruktur und das Reichsrecht näher gebracht werden sollte. Vor allem die Universitäten von Halle und Göttingen galten als erste Adres-

[18] Luise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht, Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik (Göttingen 1984); Roger Chickering, Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915) (New Jersey 1993). Zu derzeitigen Überlegungen, Universalgeschichte und/oder Kulturgeschichte wieder an den Universitäten zu institutionell zu verankern vgl. Matthias Middell, Universalgeschichte heute: Einige Bemerkungen zu einem vernachlässigten Thema, in: Comparativ 2,1 (1992) 131–145; Ders., Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Kultur- und Universalgeschichte institutionalisieren. Das Beispiel Leipzig, in: Matthias Middell, Gabriele Lingelbach, Frank Hadler (Hgg.), Historische Institute im internationalen Vergleich (Leipzig 2001) 85–111.

[19] Notker Hammerstein, Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und im 18. Jahrhundert (Göttingen 1972) 377 f. Um die Erforschung der wissenschaftlichen Reichspublizistik haben sich neben Hammerstein vor allem Bernd Roeck und Michael Stollein verdient gemacht, erwähnt seien an dieser Stelle lediglich Bernd Roeck, Reichssystem und Reichsherkommen. Die Diskussion über die Staatlichkeit des Reiches in der politischen Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1984; Michael Stolleis, Tradition und Innovation in der Reichspublizistik nach 1648, in: Wilfried Barner (Hg.), Tradition, Norm, Innovation (München 1979) 1–13.

se für derartige Studien.[20] Göttingen verdankte Johann Stephan Pütter den Ruf als erste und auch höfische Universität. Zeitgenossen berichteten, daß Pütter eine schier unglaubliche Zahl adliger Studiosi anzog. In seinen Vorlesungen versuchte er, ihnen die Reichs-Rechts-Ordnung und deren historische Voraussetzungen begreiflich zu machen[21]. Neben den vermittelten juristischen Kenntnissen hatten derartige Studien auch einen gesellschaftlichen Wert. Es galt allgemein als Ausweis eleganter, höfischer Gelehrsamkeit, über derartige „historisierenden Fragestellungen" kompetent diskutieren zu können[22]. So machte 1705 etwa Professor Christian Thomasius in seiner Vorlesungsankündigung in Halle darauf aufmerksam, daß die Universität die jungen Leute zuvorderst „studiis humanioribus et elegantioribus" anregen solle, da ihr ansonsten ein Rückgang der Zuhörerschaft drohe[23].

Die Publizistik verstand sich als moderne zeitgemäße und weltliche Wissenschaft. Sie verfolgte die Absicht, das Reich und seine Territorien als Garanten des Gemeinwohls zu legitimieren. Alle Reichshistoriker waren bis zum Ende des Reiches und zum Teil noch darüber hinaus bei vielfacher Kritik überzeugte Vertreter eines kräftigen Reichs- und Kaisergedankens[24]. Selbst in vorübergehend mit dem Kaiserhaus verfeindeten Territorien war es den dortigen Publizisten und Reichs-Historikern niemals zweifelhaft, im Zusammenhalt des Heiligen Römischen Reiches und in der Stellung des Kaisers die unabdingbare Voraussetzung des eigenen politischen Selbstverständnisses, der eigenen Existenz zu erkennen[25]. Wolfgang Burgdorf hat in seiner profunden Dissertation gezeigt, daß gerade in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Veröffentlichungen zu Reformen des Reiches durch Vertreter der Reichspublizistik anschwellen. Diese Texte vermehrten sich, als die Wirklichkeit des Reiches schwand, als es zerstört wurde[26].

---

[20] Notker Hammerstein, Reichs-Historie, in: Bödeker–Iggers–Knudsen (Hgg.), Aufklärung und Geschichte 82–104.

[21] Wilhelm Ebel, Der Göttinger Professor Johann Stephan Pütter aus Iserlohn (Göttingen 1973) 98.

[22] Heinrich Graf Bünau, Teutsche Kaiser- und Reichs-Historie, Vorrede, anderer Theil (Leipzig 1732).

[23] Hammerstein, Jus und Historie 130.

[24] Hammerstein, Reichs-Historie 95.

[25] Folgt man Notker Hammerstein, so sucht man unter den Reichshistorikern – und dies völlig abweichend vom 19. Jahrhundert – Katholiken meist vergeblich. Die geistlichen Landesfürsten sahen wohl keine Notwendigkeit darin, sich historisch mit dem Reich auseinandersetzen, das man anscheinend für eine gottgegebene Selbstverständlichkeit hielt. Darüber hinaus unterlagen die Arbeiten der Professoren an den katholischen Universitäten einer strengen Zensur; Ebd. 92.

[26] Burgdorf, Reichskonstitution und Nation 31. In seiner Habilitationsschrift beschäftigt er sich abermals mit dem Untergang des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Die Kernthese, dass das Reich nicht sang- und klanglos untergegangen sei, belegt er ausgerechnet und kaum überzeugend mit den Schriften jener Rechtsgelehrten, deren Existenz durch den Untergang des Reichs bedroht war; Wolfgang Burgdorf, Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reichs und die Generation von 1806 (München 2006); ähnlich argumentiert Eric-Oliver

Obwohl das Jahr 1806 eine tiefe Zäsur für die Reichshistoriographie bedeutete, gab es auch weiterhin Anhänger der älteren multinationalen Staatengebilde als Ordnungsprinzip. Der Deutsche Bund als Nachfolger des Alten Reiches ließ ja auch zunächst durchaus noch verschiedene Optionen politischer Ordnungsmodelle offen[27]. In den nächsten Jahrzehnten verbreitete sich jedoch zunehmend die Forderung der Nationalbewegungen: eine Nation – ein Staat, wenngleich kaum einer der modernen Nationalstaaten diesem nationalen Homogenitätsanspruch genügte[28]. Als für die Mehrzahl der deutschen Historiker mehr und mehr der preußisch dominierte Nationalstaat zum obersten handlungsleitenden Wert wurde, formulierten auch seine Gegner ihre Positionen deutlicher. Man könnte sogar die These aufstellen, daß erst die Nationalstaatsgründung und der sich bald darauf verschärfende Kulturkampf dazu führten, daß die mehrheitlich katholischen Anhänger des Alten Reiches ihre politischen Vorstellungen dezidierter formulierten.

Der Stellenwert religiöser und konfessioneller Faktoren für die Nationsbildungsprozesse des 19. Jahrhunderts ist unbestritten, die Forschung wendet sich diesem Sachverhalt aber erst seit wenigen Jahren zu[29]. Die Bedeutung von Geschichtskonstruktionen für die nationale Identität war den Katholiken durchaus bewußt. Selbstverständlich bildete auch für sie das historische Argument im „Jahrhundert der Geschichte“ einen wesentlichen Bestandteil in den politischen Kontroversen. Die Auseinandersetzungen über die historischen Vorzeichen zum Weg Deutschlands in den Nationalstaat gewannen nach der Jahrhundertmitte und vor allem nach den italienischen Befreiungskriegen an Schärfe[30]. Während die protestantisch-preußischen Historiker mehr oder weniger emphatisch und aggressiv für die kleindeutsche Lösung Propaganda machten, setzten sich katholische Historiker für ein föderatives Staatenmodell ein, das Österreich nicht ausgrenzen sollte. Sie

---

Mader, Die letzten „Priester der Gerechtigkeit“. Die Auseinandersetzung mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (Berlin 2005)

[27] Vgl. etwa zum weitgespannten Spektrum an nationalpolitischen Hoffnungen: Karin Luys, Die Anfänge der deutschen Nationalbewegung von 1815 bis 1819 (Münster 1992).

[28] Dieter Langewiesche, Reich, Nation und Staat in der jüngeren deutschen Geschichte, in: HZ 254 (1992) 341–381.

[29] Zum eher dürftigen Forschungsstand zu Beginn der 90er Jahren vgl. Ders., Nation, Nationalismus und Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Neue Politische Literatur 40 (1995) 190–236, hier 214–216. In den letzten Jahren erschienen dann einige Arbeiten, die sich intensiver mit dieser Problematik auseinandersetzten: Adolf M. Birke, Nation und Konfession. Varianten des politischen Katholizismus im Europa des 19. Jahrhunderts, in: Historisches Jahrbuch 116 (1996) 395–416; Stefan Laube, Fest, Religion und Erinnerung. Konfessionelles Gedächtnis im Königreich Bayern von 1804 bis 1917 (München 1999); Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Langewiesche (Hgg.), Nation und Religion in der deutschen Geschichte (Frankfurt am Main 2001).

[30] Holger Th. Gräf, Reich, Nation und Kirche in der groß- und kleindeutschen Historiographie, in: Historisches Jahrbuch 116 (1996) 367–394; Nikolaus Buschmann, Auferstehung der Nation? Konfession und Nationalismus vor der Reichsgründung in der Debatte jüdischer, protestantischer und katholischer Kreise, in: Haupt–Langewiesche (Hgg.), Nation und Religion, 333–389, hier 336.

stellten der Geschichte des Aufstiegs des preußisch geführten deutschen Nationalstaats ihre kontroversen Konzepte einer Reichsgeschichte entgegen. Beachtet wurde diese Strömung von der historiographischen Forschung bislang jedoch wenig. In der kollektiven Erinnerung des Faches findet sie kaum Beachtung und dies obwohl – nach Thomas Brechenmacher – die katholisch-konservative, großdeutsche Geschichtsschreibung über drei Generationen von Friedrich Emanuel Hurter (1797–1865) bis Ludwig von Pastor (1854–1928) einen bedeutenden Faktor des öffentlichen geistigen Diskurses darstellte[31].

Die Reichshistoriker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammten mehrheitlich dem katholischen Milieu[32]; sie kamen nicht aus den älteren preußischen Territorien. Gerade aber aus den Gebieten, die nach 1800 an Preußen fielen, stammten die energischsten Vertreter antipreußischer Geschichtsschreibung. Verwiesen sei hier lediglich auf die Rheinprovinz, wo sich nicht zuletzt aufgrund der unglücklichen Religionspolitik der Regierung auch die stärksten mentalen Widerstände bildeten. Einer der bekanntesten und beruflich erfolgreichsten Reichshistoriker war sicherlich der gebürtige Westfale Julius Ficker, der bereits in den 60er Jahren als entschiedener Befürworter der deutschen Reichsidee Position bezog. Nach dem Studium an den Universitäten von Münster, Berlin und Bonn, wo er 1849 promovierte, erhielt er gleich eine Privatdozentur. Bereits drei Jahre später folgte er dem Ruf auf einen Geschichtslehrstuhl nach Innsbruck. 1863 übernahm Ficker an derselben Universität die Professur für Reichs- und Rechtsgeschichte. In der deutschen Historiographiegeschichte findet er nicht zuletzt wegen seiner heftigen Kontroverse mit dem streitlustigen Sybel Beachtung. Ausgelöst wurde dieser Historikerstreit durch eine Kritik Sybels an Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“. Obwohl Giesebrecht als glühender Patriot politisch durchaus auf Sybels Seite stand, vermißte dieser in dem Werk die energische Frage nach dem Ziel der so eingehend dargestellten universalen Kaiserpolitik. Weiter rügte Sybel an dieser Darstellung, daß die Kaiser mit ihrem Universalismus der deutschen Nation großen Schaden zugefügt und besser daran getan hätten, ein starkes nationales Leben aufzubauen. Dagegen wandte sich nun dezidiert Ficker, der Sybel vorwarf, moderne Konzeptionen und Kontroversen in eine weit zurückliegende Epoche hineinzuprojizieren. Nationalismus habe es damals noch nicht gegeben, vielmehr habe die Idee des Universalismus der Zeit entsprochen. Ficker

[31] Brechenmachers Dissertation über die frühe großdeutsche Geschichtsschreibung und der Aufsatz von Gräf, Reich, Nation und Kirche, zählen dann auch zu den bemerkenswerten Ausnahmen neueren Datums, die sich diesem Thema zuwenden; Thomas Brechenmacher, Großdeutsche Geschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert. Die erste Generation (1830–48) (Berlin 1996).

[32] Zum Begriff des katholischen Milieus vgl. Josef Mooser, Das katholische Milieu in der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Vereinswesen des Katholizismus im späten Deutschen Kaiserreich, in: Olaf Blaschke, Frank-Michael Kuhlemann (Hgg.), Religion in Geschichte und Gesellschaft. Sozialhistorische Perspektiven für die vergleichende Erforschung religiöser Mentalitäten und Milieus (Gütersloh 1996) 59–92.

verteidigt in seinen Schriften weiterhin die universale katholische Reichsidee und profilierte sich als entschiedener Verfechter einer großdeutschen Lösung der nationalen Frage, wobei ihm der multinationale österreichische Kaiserstaat als Vorbild diente[33].

Die in München erschienenen streng kirchlich-konservativ geprägten „Historisch-politischen-Blätter für das katholische Deutschland", welche sich als meistgelesene und einflußreichste Zeitschrift des deutschen Katholizismus etabliert hatte, nahmen die Diskussion 1858 sogleich auf und führten sie bis in die Kulturkampfzeit fort. Ihr Herausgeber, Joseph Edmund Jörg[34], fand in dem Hannoveraner Publizisten Onno Klopp, einen äußerst streitbaren Mitarbeiter im Kampf gegen die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister"[35]. Eine ausgesprochen katholische großdeutsche Geschichtsschreibung zum 16. und 17. Jahrhundert formierte sich aber erst gut zehn Jahre später[36]. Neben Klopp und Ficker sollte der vom Niederrhein stammende Pfarrer Johannes Janssen zum einflußreichsten katholischen Historiker im Deutschen Reich werden[37]. Seine extrem antifranzösische Haltung und sein zunächst noch vorhandener Nationalismus führten ihn zeitweilig im allgemeinen Taumel über die Reichseinigung ins propreußische Lager, doch zu Beginn der 70er Jahre stellte er sich entschieden gegen die neue preußisch-deutsche Kirchenpolitik. Nun begann er seine mehrbändige „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" zu schreiben. Angeregt hatte ihn zu diesem Werk sein Lehrer Johann Friedrich Böhmer mit dem Argument, daß es auch historische Studien von katholischer Seite geben müsse. Janssen beabsichtigte, eine Kulturgeschichte des Volkes in der Frühen Neuzeit zu schaffen, vor allem wollte er das seiner Meinung nach in der Forschung vorherrschende einseitige Bild über den Segen der Reformation zurechtrücken. Er hoffte anhand von Kirchen-, Bildungs-,

---

[33] Dotterweich, Heinrich von Sybel, schenkt diesem Streit keine große Beachtung, vgl. hierzu Julius Jung, Julius Ficker (Innsbruck 1907) 307–354; Friedrich Schneider (Hg.), Universalstaat oder Machtstaat. Macht und Ende des Ersten Deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich von Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters (Innsbruck 1941).

[34] Karl Hermann Lucas, Joseph Edmund Jörg. Konservative Publizistik zwischen Revolution und Reichsgründung, 1852–1871 (Phil. Diss. Köln 1969). Jörg gab die Zeitschrift von 1852–1901 heraus.

[35] Mit diesem Titel versah Klopp eine seiner Schriften; vgl. Onno Klopp, Kleindeutsche Geschichtsbaumeister (Freiburg im Breisgau 1863). Klopp gehörte seit 1859 zu den produktivsten Autoren der Historisch-Politischen-Blätter; bis zu seinem letzten Lebensjahr lieferte er fast jährlich regelmäßig, häufig sogar mehrere Artikel für die Zeitschrift; vgl. Die Mitarbeiter der Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland 1838–1923. Ein Verzeichnis, bearbeitet von Dieter Albrecht, Bernhard Weber (Mainz 1990) 95.

[36] Als wichtiger „Wegbereiter" einer ultramontanen Historiographie wirkte in den 40/50er Jahren der in Österreich lebende und forschende Schweizer Konvertit Friedrich Emanuel von Hurter; vgl. Heinrich von Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart, 2 Bde. (Salzburg 1951) hier Bd. 2, 55–57.

[37] Vgl. Luise Schorn-Schütte, Janssen, Johannes: in Rüdiger vom Bruch u. Rainer A. Müller (Hgg): Historikerlexikon (München 1991) 157.

Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte zeigen zu können, wie die protestantische Reformation das Schicksal der niederen Klassen und überhaupt der gesamten Kultur schädlich beeinflusst hatte. Janssen machte die Reformation nicht nur für den Niedergang von Wirtschaft und Kultur verantwortlich, sondern auch für den für Land und Volk verheerenden Dreißigjährigen Krieg. Die äußerst positive Bewertung Luthers und seines Werkes von Seiten der propreußischen Geschichtsschreibung wurde bei ihm ins Gegenteil verkehrt. Darüber hinaus schimmerte immer wieder Janssens große Hochschätzung für das habsburgische Kaisertum durch[38]. Seine Geschichte des deutschen Volkes, die in beachtlichen 15 Auflagen erschien, machte Janssen bei Gesinnungsgenossen, aber auch bei seinen Gegnern äußerst populär, die sich in zahlreichen Schriften mit ihm auseinandersetzten. Georg Waitz vermutete, daß Janssen der meistgelesene Historiker Deutschlands war[39].

Weniger bekannt, aber nicht weniger pro-österreichisch war sein bereits erwähnter Kollege Onno Klopp. Wie Ficker war auch er wegen seiner politischen Ansichten nach Österreich emigriert, die Klopp in seinen wissenschaftlichen Arbeiten dezidiert vertrat. Seine Berufslaufbahn begann er in Hannover im Dienste König Georgs V., dem sich Klopp aufgrund seiner preußenfeindlichen Haltung empfahl. Bis 1866 publizierte er eine Reihe von Arbeiten, in denen er die Vertreter der kleindeutschen Historiographie vehement angriff. Das machte ihn rasch zu einer persona non grata. Sybel bemerkte über Klopp in einer Rede im preußischen Abgeordnetenhaus, daß sich dieser zum „Vernichter Friedrichs II." aufgeschwungen habe[40]. Klopp wiederum sah in Preußen einen unersättlichen Aggressor und eine dauerhafte Kriegsdrohung für Europa[41]. Zusammen mit Johannes Janssen, Ignaz Döllinger und Joseph Edmund Jörg plante Klopp die Herausgabe einer eigenen historischen Zeitschrift, in der sie Sybel, Droysen und den anderen Verfechtern einer propreußischen und kleindeutsch geprägten Historiographie entgegentreten wollten[42]. Dieser Plan hat sich aber nicht realisieren lassen. Die großdeutschen Historiker, denen die meisten außerösterreichischen Universitäten verschlossen blieben, wurden in den 1860er Jahren ohnehin in die Defensive gedrängt. So begab sich etwa Onno Klopp nach Langensalza mit seinem König ins Wiener Exil und konvertierte dort 1873 zum Katholizismus[43].

---

[38] Georg von Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (München–Berlin [2]1924) 70.

[39] Kaspar Elm, Johannes Janssen, Der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes (1829–1891), in: Rheinische Geschichtsbilder 17 (1997) 121–140, hier 121.

[40] Zitiert nach Gräf, Reich, Nation und Kirche 387.

[41] Jürgen Mirow, Das alte Preußen im deutschen Geschichtsbild seit der Reichsgründung (Berlin 1981) 42.

[42] Rudolf Lill, Großdeutsch und kleindeutsch im Spannungsfeld der Konfessionen, in: Anton Rauscher (Hg.), Probleme des Konfessionalismus in Deutschland seit 1800 (Paderborn–München–Wien–Zürich 1984) 29–49, hier 44.

[43] Gräf, Reich, Nation und Kirche 387.

Aus seiner neuen Wahlheimat suchte er wieder den Kontakt zu Janssen, der sich während dessen preußenfreundlicher Phase gelockert hatte. Klopp verstand das Alte Reich als einen universalistischen und übernationalen Rechts- und Friedensraum. Nur in einem solchen Reich sah er den Bestand und das friedlich-schiedliche Nebeneinander der Staaten gesichert. Er bat Janssen in seinen Briefen eindringlich: „[...] nie von einem ‚deutschen' Reich sprechen zu wollen. Auch Voltaire sagte ja noch: ‚Le Sainte Empire'. Es gibt kein deutsches Reich vor Bismarck und Wilhelm."[44] Klopps strikte staatspolitische Gegnerschaft gegen das Bismarckreich – er blieb bis zu einem Tod im Jahre 1903 einer der glühendsten Anhänger der großdeutschen Idee – und Janssens religiös-weltanschaulich begründete Anhänglichkeit an die Papstkirche bildeten die zukünftigen Leitlinien in ihren Arbeiten. Diese Sicht der frühneuzeitlichen deutschen Geschichte stand „Preußens Beruf" zur Einigung Deutschlands diametral entgegen[45].

Die Historiker, welche eine eindeutig gegen Preußen gerichtete Reichsgeschichte schrieben, unterschieden sich in der Wahl ihrer Mittel nicht von ihren Kontrahenten. Auch sie benutzen historische Arbeiten als Vehikel für ihre politischen Meinungen. Der in Straßburg lehrende Historiker Hermann Baumgarten verglich bereits zu Beginn der 80er Jahre Treitschke mit Janssen. Ungeachtet der fundamentalen Gegensätze in ihrer Geschichtsdarstellung seien die Werke beider doch in einem essentiellen Punkt sehr ähnlich: „... die Geschichte ist ihnen nicht Selbstzweck, sondern Mittel; sie sind aus dem heißen Drang hervorgegangen, den Leser für eine bestimmte Auffassung der Gegenwart zu gewinnen. Was dem einen Rom, ist dem andern Preußen."[46]

Wie ihre protestantischen Kollegen bauten die konservativ-katholischen Historiker ebenfalls ein enges persönliches Netzwerk auf[47], und wie diese setzten auch

---

[44] Ludwig von Pastor (Hg.), Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen, in: Hochland 16 (1918/19) 229–253, 385–405, 484–511, 578–607, hier 504: Brief von Klopp an Janssen vom 19. April 1877.

[45] Gräf, Reich, Nation und Kirche 385.

[46] Hermann Baumgarten, Treitschke's Deutsche Geschichte (Straßburg ^{3}1883). Zitiert nach Andreas Biefang, Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte" 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes, in: HZ 262 (1996) 391–422. Baumgarten hatte mit dieser Bemerkung Treitschke, dem er – obwohl selbst zu den nationalliberalen Historikern gehörend – vorwarf, die Rolle Preußens in der deutschen Geschichte überzubewerten, auf eine Stufe mit den sogenannten katholischen „Reichsfeinden" gestellt. Biefang interpretiert diesen Vergleich in der von konfessioneller Polemik erhitzten Situation zu Recht als eine Diffamierung ganz besonderer Qualität; ebd. 404.

[47] Dieses Netzwerk reichte über die Kontakte zu Kollegen hinaus. So traf etwa Janssen wiederholt mit den Bischöfen Ketteler aus Mainz und Raß von Straßburg zusammen oder mit dem Bischof Weiß von Speyer. Ludwig Pastor, Johannes Janssen. 1829–1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebücher desselben (Freiburg ^{2}1894) 26 f. Darüber hinaus verfügte er über sehr gute Kontakte zu führenden Zentrumpolitikern wie August Reichensperger. Janssen war selbst kurzfristig Abgeordneter des Zentrums im Reichstag. Seit seinem Studium in Bonn war er zudem mit Julius Ficker befreundet, der von August Reichensperger ebenfalls zur „Partei" gerechnet wird; Ludwig Pastor, August Reichensperger. 1808–1895. Sein Leben und Wirken auf dem

die ihnen nachfolgenden Schüler ihren Meistern ebenfalls literarische Gedenksteine in Form von hagiographischen Biographien, um ihre Helden zu feiern. An erster Stelle profilierten sich in diesem Bereich wiederum Johannes Janssen und Ludwig von Pastor[48]. Darüber hinaus sorgte das katholische Milieu für eine Traditions- und Identitätsbildung in seinem Sinne, in dem es bedeutenden Vertretern der Kirche – meist Bischöfen – allerorten Denkmäler setzte; ein Aspekt, der in den zahlreichen Arbeiten zum Denkmalskult des 19. Jahrhunderts fast durchgängig übersehen wurde[49].

Doch wenden wir uns im Folgenden der Landesgeschichtsschreibung zu und blicken zunächst wieder zurück in die Frühe Neuzeit. Diese intensivierte sich ab dem 16. Jahrhundert und ist in dieser Epoche mit Dynastiegeschichte befaßt; gefördert wurde sie naturgemäß von den einzelnen Landesherren[50]. Noch im 18. Jahrhundert wurden die Geschichtsstudien zum Ruhm des eigenen Fürstenhauses betrieben, wobei die Historiographie einen Teil des großartigen Systems fürstlicher Repräsentation darstellte[51]. Es galt, tatsächliche Rechte zu verteidigen oder fragwürdige Ansprüche historisch zu legitimieren. Bevorzugte Gegenstände waren Genealogie, Diplomatik und Heraldik. Auch die meisten deutschen Akademien beschäftigten sich in erster Linie mit Landesgeschichte. So betrafen etwa die Preisfragen der Akademie in München nur bayerische Geschichte[52] und Forschungsbe-

---

Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses, 2 Bde. (Freiburg im Breisgau 1899) Bd. 2, 297. Janssen empfahl Onno Klopp wiederum den jungen Ludwig Pastor als Schüler, der mehr als zwei Jahre in dessen Haus in Wien lebte und so seinem direkten persönlichen Einfluß unterstand; Wiard Klopp, Die Beziehungen Ludwig Pastors zu Onno Klopp, in: Jahrbuch der Österreichischen Leo-Gesellschaft (1934) 18–181.

48 So legte etwa Janssen umfangreiches biographisches Material von seinem Frankfurter Lehrer Friedrich Böhmer vor, der zwar kein Katholik war, dem Katholizismus aber sehr nahe stand und der in Preußen stets den „Pfahl in deutschem Fleisch“ sah; zitiert nach Ludwig von Pastor, Johannes Janssen, in: Allgemeine Deutsche Biographie 50 (1905) 733–741, hier 737; Johannes Janssen (Hg.), Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften, 2 Bde., Briefe von 1815–1849 (Freiburg im Breisgau 1868). Vgl. weiterhin die biographischen Arbeiten Pastors über seinen Lehrer Janssen; Pastor, Johannes Janssen; Ders., Johannes Janssens Briefe I–II, Freiburg im Breisgau 1920; Ders., Aus dem Leben des Geschichtsschreibers Johannes Janssen 1829–1891. Mit einer Charakteristik Janssens (Köln 1929).

49 Zur Erinnerungskultur als Faktor der katholischen Milieubildung, vgl. Uta Rasche, Erinnerungskultur im katholischen Milieu: Die Ludgerus-Verehrung im Bistum Münster (1840–1910), in: Westfälische Forschungen 51 (2001) 235–255.

50 Vierhaus, Historisches Interesse 269.

51 Eingehend dargestellt in: Otto Herding, Geschichtsbewußtsein, Geschichtsschreibung und -forschung im Herzogtum Württemberg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 51 (1992) 205–231.

52 Andreas Kraus, Die historische Forschung an der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1896 (München 1959); Ders., Die Geschichtswissenschaft an den deutschen Akademien des 18. Jahrhunderts, in: Hammer–Voss (Hgg.), Historische Forschung im 18. Jahrhundert 236–259.

mühungen der Mannheimer Historiker kreisten ausschließlich um die Geschichte der Pfalz[53].

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt die Landeshistoriographie dann entschiedenen Auftrieb durch die vielerorts entstehenden deutschen Geschichtsvereine. Diese wurden zur eigentlichen Bastion der Landesgeschichtsschreibung und blieben es bis zum heutigen Tag. Eine erste Gründungsphase fiel in die 20er Jahre, ihre Anzahl stieg dann in den 30er Jahren rasch an, so daß 1840 rund 60 Vereine existierten[54]. Um 1900 bestand in jeder deutschen Stadt mindestens ein historischer Verein. Erklärtes Ziel dieser Vereine war es, vaterländische Geschichte zu betreiben, und sie bezogen sich damit ausdrücklich auf ihr engeres kleines Territorium. Nationale Geschichte wurde in den Vereinen mehrheitlich nicht erforscht.

Das 19. Jahrhundert ist mit provokantem Unterton als das Zeitalter der „Traditionserfindung" bezeichnet worden[55]. Die Geschichtsvereine haben sich ebenfalls an diesen Prozessen beteiligt, aber eher im Sinne ihrer eigenen patriotischen Geschichtsdeutung. Denn bei weitem nicht jeder Geschichtsverein eignete sich zur Kreierung nationaler Identitäten. Dazu war zum Beispiel der katholisch geprägte, latent antipreußische „Historische Verein für den Niederrhein" gänzlich ungeeignet. Ob und inwiefern ein Geschichtsverein nationale oder regionale beziehungsweise lokale Traditionen schuf, hing ganz entscheidend von den jeweiligen Geschichtskonzepten und seinen Beziehungen zu den regierenden Häusern ab. Die Forschung hat sich in den letzten Jahren auf die einseitige Analyse von nationalen, meist preußisch-nationalen Identitäten konzentriert. Dieter Langewiesche hat dies in seinen Arbeiten immer wieder kritisiert, in dem er nachdrücklich darauf hinwies, das Deutsche Reich habe nicht nur aus Preußen bestanden. Demgegenüber

---

[53] Der Schwerpunkt der Tätigkeit an den Akademien lag auf typischen Themen der Gelehrten, der Genealogie, der Chronologie, der Diplomatik, der antiken und mittelalterlichem Geographie, „qua lux historica maxime pendet"; vgl. Acta Academia Theodero-Palatina IV (1778), praefatio; siehe auch Peter Fuchs, Palatinatus Illistratus. Die historischen Forschungen an der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften (Mannheim 1963).

[54] Zur Entwicklung der deutschen Geschichtsvereine vgl. Hermann Heimpel, Geschichtsvereine einst und jetzt, in: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert (Göttingen 1972) 54–74; Klaus Pabst, Historische Vereine und Kommissionen in Deutschland bis 1914, in: Ferdinand Seibt (Hg.), Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern (München 1986) 13–39; Jürgen Voss, Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, in: HZ 231 (1980) 43–74; Ders., Akademien, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine in Deutschland, 1750–1850, in: Etienne François (Hg.), Sociabilité et Société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse, 1750–1850 (Paris 1987) 149–166. Für England und Frankreich liegen schon seit einigen Jahren profunde Arbeiten über die Entwicklung der Geschichtsvereine vor; vgl. Philippa Levine, The Amateur and the Professional. Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England, 1838–1886 (Cambridge 1986); für Frankreich seien nur die umfassenden Studien von Jean-Pierre Chaline genannt: Sociétés savantes et académies de province en France dans la première moitié du XIX^{e} siècle, in: François (Hg.): Sociabilité et Société 169–180; Ders., Sociabilité et érudition: les sociétés savantes en France (Paris 1995).

[55] Eric J. Hobsbwam (Hg.), The Invention of Tradition (Cambridge 1983).

entwickelte er sein schlüssiges Konzept vom föderalen Nationalismus[56]. Neuere Forschungen zur Geschichtsschreibung in der Provinz bestätigen seinen Ansatz. Gerade dort wurden erhebliche Gegengewichte aufgebaut, es entstanden unzählige partikulare Geschichtserzählungen entweder in Ergänzung, aber auch in Konkurrenz zur nationalen Geschichtsschreibung[57].

Dabei gab es in verschiedenen deutschen Ländern recht unterschiedliche Versuche, die Geschichtsvereine für die Schaffung patriotischer Haltungen zu instrumentalisieren[58]. Vereinsvorstände und Herrscherhäuser wirkten hier in einer Symbiose. Besonders ausgeprägt war dies in Bayern, wo Geschichtsvereine stärker als anderenorts in die staatsintegrativen Zwecke der bayerischen Kulturpolitik einbezogen waren[59]. Ludwig I. war ohnehin der Auffassung, daß es kein kräftigeres Bindemittel zwischen Volk und Dynastie gebe, als eine recht nationale Geschichte [...][60]. Unter „Nation" verstand der König natürlich die bayerische Nation[61].

---

[56] Dieter Langewiesche, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation: Über Föderalismus und Zentralismus in der deutschen Nationalgeschichte, in: Dieter Langewiesche, Georg Schmidt (Hgg.), Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation zum Ersten Weltkrieg (München 2000) 215–245; Ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat.

[57] Gabriele B. Clemens, Regionaler Nationalismus in den Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, in: Westfälische Forschungen 52 (2002) 133–159.

[58] Vgl. Winfried Speitkamp, Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933 (Göttingen 1996) 114–119.

[59] Georg Kunz, Verortete Geschichte. Regionales Bewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts (Göttingen 2000) 78.

[60] Ebd. 27.

[61] Zum Begriff „bayerische Nation" vgl. Manfred Hanisch, Für Fürst und Vaterland: Legitimitätsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit (München 1991) 20–29. Wie Reichsbewußtsein einzelstaatlich genutzt und zugleich im Banne der modernen Idee „Nation" umgedeutet werden konnte, läßt auch die bayerische „Reichshistoriographie" des 19. Jahrhunderts erkennen: Neben die Dynastie trat als nach-revolutionäre Legitimationsinstanz die „bayerische" Nation, um dem neuen Staat, der zwischen 1803 und 1818 33 Länder und Herrschaften aufgenommen hatte, ein uraltes historisches Fundament zu erfinden; Ferdinand Seibt, Die bayerische „Reichshistoriographie" und die Ideologie des deutschen Nationalstaates 1806–1918, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 28 (1965) 523–554. Aber auch anderenorts – etwa in Sachsen oder im Rheinland – oszillieren die Begriffe Nation oder Vaterland im 19. Jahrhundert zwischen sehr enger städtischer und regionaler Konnotation und der Nationsidee beziehungsweise dem geeinten Nationalstaat, dies aber erst zunehmend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Der sächsische Prinz Johann schrieb im Mai 1857 in seinen Lebenserinnerungen über den Tod seines Bruders Friedrich Augusts, dem er auf den Thron folgte: „[…] um seine verehrte und verehrungswürdige Persönlichkeit drehte sich das ganze sächsische Nationalgefühl". [Johann], Lebenserinnerungen des Königs Johann von Sachsen. Eigene Aufzeichnungen des Königs über die Jahre 1801 bis 1854, hg. von Hellmut Kretzschmar (Göttingen 1958) 88. Joseph Goerres benutzte den Begriff der rheinischen Nation, um die Region von den altpreußischen Gebieten abzusetzen; vgl. Wolfgang Hardtwig, Nationalismus – Regionalismus – Lokalismus. Aspekte der Erinnerungskultur im Spiegel von Publizistik und Denkmal, in: Etienne François (Hg.), Lieux de mémoire – Erinnerungsorte (Berlin 1996) 91–104.

Der Versuch, auf die Identitätsbildung einzuwirken, läßt sich sowohl bei Staaten ausmachen, die auf dem Sprung waren, Nationalstaaten zu werden[62], als auch bei kleineren Ländern, die sich durch ihre Kulturpolitik gegen den Führungsanspruch der aufsteigenden Nationalstaaten behaupten wollten. Selbst in Vereinen, in denen die Monarchen weniger programmatisch und gezielt versuchten, mittels Geschichte Loyalitäten zu schaffen, war man der Überzeugung, daß durch das Erinnern an Historie die Anhänglichkeit des Volkes an das eigene Herrscherhaus zu steigern sei[63].

Georg Kunz hat anhand der von ihm untersuchten Geschichtsgesellschaften[64] gezeigt, wie alle ihren regionalen Bezugsrahmen historischer Forschungen in ein Skalenkontinuum von der lokalen bis zur nationalen Ebene einbetteten. Lokale, regionale und nationale Bezugsräume historischer Erinnerung und Forschung wurden so alternierend oder simultan zur Identitätsbildung herangezogen. Der nach 1870/71 entstehende Nationalstaat wurde meist akzeptiert, mitunter entwickelte sich sogar ein regelrechter „regionaler Borussianismus“[65]. Untersucht man jedoch darüber hinaus weitere Geschichtsvereine, so ergibt sich ein völlig anderes Bild, denn deren Mitglieder haben vornehmlich oder ausschließlich regionale oder gar lokale Identitäten gepflegt. Nehmen wir das Beispiel des „Vereins für Hamburgische Geschichte“. Weder Nationalstaat noch Kaiserhaus dienten ihm als mögliche Identifizierungsmuster; es waren vielmehr immer noch die mittelalterlichen stadtrepublikanischen Traditionen und der Status Hamburgs als Handelsmetropole, die das Bewußtsein prägten – und darüber wurden umfangreiche Arbeiten publiziert. Themen der nationalen Geschichtsschreibung fanden dagegen keinen Eingang in die Vereinspublikationen, vielmehr galt es die eigenen lokalen Traditionen zu erforschen und zu feiern. Der Stolz auf die selbständige stadtrepublikanische Ver-

---

[62] Ein geradezu klassisches Beispiel bietet die bewußte Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft inklusive des Turiner Geschichtsvereins durch den piemontesischen Herrscher Karl Albert, der damit die „Italianität“ seines Königreichs belegen wollte; vgl. Gian Paolo Romagnani, Storiografia e politica culturale nel Piemonte di Carlo Alberto (Turin 1985); Gabriele B. Clemens, Geschichtsvereine in Italien zwischen regionaler und nationaler Historiographie, in: Marco Bellabarba, Reinhard Stauber (Hg.), Territoriale Identität und politische Kultur in der Frühen Neuzeit (Berlin 1998) 381–405.

[63] Entsprechend äußerte sich Staatsminister von Metzsch in Dresden, als er die Glückwünsche der königlichen Regierung in Vertretung des Prinzen Johann anläßlich der Jubelfeier zum 75jährigen Vereinsbestehen im Jahr 1900 überbrachte: „[...] in Würdigung und Erkenntnis der tiefen Wahrheit, daß die Erforschung der Geschichte eines Volkes [...] für die Vertiefung der Vaterlandsliebe und für die Befestigung des loyalen Sinnes im Volke einen mächtigen Einfluß zu üben wohlgeeignet ist“; vgl. Hubert Ermisch, Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Königlichen Sächsischen Altertumsvereins. Ein Erinnerungsblatt, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 22 (1901) 1–20, hier 18.

[64] Es handelt sich dabei um den Historischen Verein von Oberfranken, den Historischen Verein von Bamberg, den Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, den Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg, den Bergischen Geschichtsverein und die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.

[65] Vgl. Kunz, Verortete Geschichte 325.

gangenheit ließ sich nur bedingt mit der Einbindung und Unterordnung Hamburgs in einen Territorialstaat verbinden[66].

Wieder andere Vereine haben eine dezidiert regionale Geschichtsschreibung verfolgt. Es war ja auch ihr in den Satzungen erklärtes Ziel, die Liebe zum Vaterland, d.h. zum eigenen Land, zur eigenen Region zu wecken. Nationale Geschichtsschreibung war im 19. Jahrhundert ohnehin die Domäne der Universitätsprofessoren. In den Publikationen der Geschichtsvereine hatte eine wie auch immer geartete nationale Geschichte jedoch keinen oder kaum Platz. Die Nationalstaatsgründung wurde selbstverständlich in Vereinsreden begrüßt, und bei Feierlichkeiten galt der erste Toast dem Kaiser, aber dies führte zu keinen Perspektivveränderungen in den konkreten Forschungsarbeiten. Die überwiegende Mehrzahl der in den Vereinen engagierten Mitglieder entstammte den traditionellen Oberschichten, die einen oft über Jahrhunderte gewachsenen Stolz auf ihr Gemeinwesen pflegten, was sich entscheidend auf ihr Geschichtsbewußtsein und ihre Geschichtsschreibung auswirkte. Dem neuen Nationalstaat standen sie häufig distanziert, reserviert bis vorsichtig bejahend gegenüber. Für die historischen Vereine in Dresden, München und Stuttgart bildeten das eigene Herrscherhaus, der regionale Adel und die regionale Kirchengeschichte die Säulen ihres Geschichtsbewußtseins. Diese Vereine förderten nicht eine nationale sondern die Erforschung der Regionalgeschichte, die sie stilisierten beziehungsweise idealisierten[67].

Cecilia Applegate hat in ihrer Arbeit „A Nation of Provincials“ die Identität der Deutschen durch ein Skalenkontinuum zu beschreiben versucht, nach dem sich diese entlang konzentrischer Kreise vom Dorf bis hin zur Nation weitgehend reibungslos aufgebaut hätte[68]. Diese Ergebnisse lassen sich nur partiell auf die Geschichtsvereine übertragen. Hatte etwa eine Gesellschaft ihren Sitz in der Residenzstadt eines regierenden Fürsten, dann überlagerte die Region die Nation, das partikular geprägte Bewußtsein dominierte eindeutig. Gerade die eigene glanzvolle Geschichte und die eigene Kultur wurden – allen voran in Bayern – als Bereiche angesehen, in denen man mit dem von Preußen dominierten Nationalstaat konkurrieren, ihn vielleicht sogar überflügeln konnte. Die Wittelsbacher waren nun einmal verglichen mit den Hohenzollern das wesentlich ältere Herrschergeschlecht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang darüber hinaus, wie sich die Vertreter von wissenschaftlichen Vereinen noch in den 90er Jahren im Ausland auf Kongressen präsentieren: nämlich als Bayern, Württemberger etc. und eben nicht als Deutsche[69]. Sehr skeptisch beurteilt auch die englische Historikerin Abigail Green die

---

[66] Gabriele B. Clemens, Sanctus Amor Patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert (Tübingen 2004) 325–328.

[67] Ebd. 328–336.

[68] Cecilia Applegate, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat (Berkley 1990).

[69] Brief des Kgl.-Württ. Staats-Ministeriums an das Innenministerium, das einen Brief mit der entsprechenden „Beschwerde“ des Berliner Auswärtigen Amtes mitteilt; vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/01 Bü 3041, Brief vom 20. Januar 1894.

nationale Orientierung der Deutschen und nicht nur vor 1870. Sie legt überzeugend dar, daß in Hannover, Sachen und Württemberg die Loyalitäten gegenüber den einzelstaatlichen Dynastien nationale Identitäten auch nach der Reichsgründung noch deutlich überlagerten.[70]

In ihrer Arbeit zu den bayerischen Geschichtsvereinen hatte Gertrud Stetter bereits 1963 konstatiert, daß diese zur Herausbildung eines gesamtdeutschen Nationalbewußtseins keinen Beitrag geleistet hätten. Sie standen dieser Entwicklung eher im Weg. Diese Feststellung läßt sich auf die Mehrzahl der deutschen Geschichtsvereine übertragen. Auch italienische Forscher wie Edoardo Grendi betonen den sehr starken regionalen Charakter der italienischen Historiographie im 19. Jahrhundert[71].

Doch nicht nur die zahlreichen Geschichtsgesellschaften bildeten einen Hort, in dem lokale und regionale Historie gepflegt wurde. Zu ihnen kamen in der zweiten Jahrhunderthälfte die Historischen Kommissionen, die zum Zweck gegründet wurden, Landesgeschichte zu erforschen. Wie die Vereine bestärkten auch sie partikulare Loyalitäten und Identitäten und boten Alternativen zu dem Bild einer einseitig preußisch geprägten nationalen Geschichte[72]. Erst mit ihrer Einrichtung schufen die deutschen Länder einen adäquaten organisatorischen Rahmen für langfristige Forschungsaufgaben der Landesgeschichte, wie Quelleneditionen, die von den Vereinen zwar immer wieder als dringende Desiderata bezeichnet wurden, die sie aber aufgrund ihrer beschränkten Mittel nicht realisieren konnten. Es war ihnen im Gegensatz zu den Historischen Kommissionen nicht möglich, wissenschaftliche Mitarbeiter langfristig zu beschäftigen, die derartig aufwendige Projekte vorantreiben sollten.

Mit Ausnahme der ersten, 1858 in München etablierten Historischen Kommission, waren alle folgenden Gründungen – wie die historischen Gesellschaften – ausschließlich landesgeschichtlich ausgerichtet.[73] Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war Teil eines ehrgeizigen Programms

---

[70] Abigail Green, „Fatherlands". State Building and Nationhood in Nineteenth Century Germany (Cambridge 2001). Zum Behauptungswillen der Einzelstaaten gerade im kulturellen Bereich vgl. Langewiesche, Föderativer Nationalismus 236.

[71] Was sich nach seiner Meinung bis auf den heutigen Tag fortsetzt; Edoardo Grendi, Storia di una storia locale. L'esperienza ligure 1792–1992 (Venedig 1996) 11 f.; Clemens, Geschichtsvereine in Italien.

[72] Cathrin Friedrich geht sogar davon aus, daß diese landesgeschichtlichen Institutionen zwangsläufig mit den politischen Erwartungen der nationalen Historiographie in Konflikt geraten mußten und daß diese Institute eigens gegründet worden sind, um regionale Gegenbilder zu entwerfen sowie kulturelle und historische Eigenheiten zu betonen; Cathrin Friedrich, Regionale Varianten der Institutionalisierung von Landesgeschichte im Vergleich in: Middell–Lingelbach–Hadler (Hgg.), Historische Institute 221–247, hier 229.

[73] Erst 1927 entstand in Bayern mit der Kommission für bayerische Landesgeschichte ein genuin landesgeschichtliches Institut; Walter Ziegler, Die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 21 (1997/98) 69–78.

Maximilians II., die Geschichtswissenschaften zu fördern. So warb er systematisch Berliner Historiker aus dem Umfeld Rankes ab, welche die geschichtswissenschaftlichen Studien in München zum Maßstab der deutschen Forschung machen sollten.[74] Heinrich von Sybel, der seit 1856 an der Münchener Universität lehrte, unterbreitete Maximilian II. den Plan zur Gründung dieser Historischen Kommission. Sie sollte sich gemäß ihrem Gründungsstatut vornehmlich mit der: *Auffindung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in ihrem gesamten Umfang* [...] beschäftigen.[75] Es handelte sich bei der Kommission um ein formal vom König eingesetztes Fachgremium nicht nur bayerischer Historiker, das der Akademie aus Organisations- und Prestigegründen angeschlossen war und dem Innenministerium unterstand. Auf Staatskosten sollten dort nach den ursprünglichen Ideen des Königs neben den Quelleneditionen vor allem quellennahe Darstellungen der bayerischen Geschichte für den staatstreuen Gymnasialunterricht erarbeitet werden. Das erste Projekt dieser neuen Kommission bestand in der Edition der Reichstagsakten; überhaupt zielte man in der bayerischen Residenz auch darauf ab, mit den Quelleneditionen nationale Werke hervorzubringen. Dabei hatte man natürlich, wenn schon nicht explizit, dann doch zumindest implizit, die zu ihrer Zeit führenden Quelleneditionen und Monographien preußischer Forscher vor Augen, denen Paroli geboten werden sollte oder die man sogar zu übertrumpfen hoffte. Auf jeden Fall wollte die Historische Kommission in Bayern der preußischen Geschichtsschreibung das Feld nicht kampflos überlassen.

In den nächsten Jahrzehnten adaptierten die Partikularstaaten das Modell der Historischen Kommission. 1876 entstand diejenige für die Provinz Sachsen, 1883 diejenige Badens, 1891 die Württembergische Kommission, 1896 die Sächsische Kommission mit Sitz in Leipzig, 1910 folgte eine Gründung für Hannover. Alle genannten verdankten ihre Entstehung entweder staatlichen Initiativen – wie in Bayern – oder dem Zusammenschluß einzelner Geschichtsvereine. Abweichend von den – zum Teil den bestehenden Akademien angegliederten – Kommissionen, in deren Gremien von der Regierung berufene Fachleute saßen, die staatlich finanzierte Quellenpublikationen sowie wissenschaftliche Abhandlungen zur jeweiligen Landesgeschichte erarbeiten sollten, handelt es sich bei einem zweiten Typus, wie etwa der Kommission für die Provinz Sachsen, nicht um von höchster Regierungsstelle veranlaßte Gründungen. In diesem Fall schlossen sich vielmehr die sieben Geschichts- und Altertumsvereine der preußischen Provinz Sachsen zusammen. Satzungsgemäß setzte sich die Kommission aus je einem Vertreter aller provinzsächsischen Geschichtsvereine zusammen.[76] Träger dieser Kommission

[74] Achim Sing, Die Wissenschaftspolitik Maximilians II. von Bayern (1848–1864). Nordlichterstreit und gelehrtes Leben in München (Berlin 1996).

[75] Franz Schnabel, Die Idee und die Erscheinung, in: Die Historische Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958 (Göttingen 1958) 7–70, hier 7.

[76] Walter Möllenberg, Fünfzig Jahre Historische Kommission für die Provinz Sachsen und Anhalt, Sachsen und Anhalt, in: Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und

waren bezeichnenderweise die Provinzialverwaltung und der Landtag der Provinz Sachsen – beide keine staatlichen Einrichtungen, sondern wie in allen preußischen Provinzen lediglich ein Dachverband der kommunalen Selbstverwaltung. Abweichend von den anderen Kommissionen waren es auch in parallelen Fällen nicht der Monarch oder der Staat, sondern historisch interessierte Beamte, die diese landesgeschichtlichen Forschungsgremien einrichteten.[77]

Ein dritter Typus führt uns abermals in eine erst nach 1815 zu Preußen gekommene Provinz: ins Rheinland. 1881 entstand dort die fast völlig von privater Hand getragene „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" in Köln[78]. Sie entsprang der Initiative des Großkaufmanns Gustav von Mevissen, der eine Idee seines Schützlings Karl Lamprecht aufgriff. Bis zur Inflation des Jahres 1923 wurde die Gesellschaft aus Stiftungen und Beiträgen wohlhabender rheinischer Bürger finanziert, der rheinische Provinziallandtag leistete nur einen Zuschuß. Ihre wissenschaftlichen Mitglieder wurden wie auch anderenorts durch Kooptierung berufen und waren in erster Linie Universitätsprofessoren und Archivare. Anders als in Sachsen, wo die historischen Vereine über ihre Vertreter und Tätigkeit großen Einfluß auf die Kommission ausüben konnten, grenzte man sich in Köln kategorisch von historischen Gesellschaften ab[79].

Karl Lamprecht wurde 1890 von Bonn an die Universität von Marburg berufen. Kurz darauf wurde ihm ein Lehrstuhl an der renommierten Leipziger Universität angeboten. Dort entfaltete er bald ähnliche Aktivitäten für die Organisation einer landesgeschichtlichen Kommission. Lamprechts Vorstellungen waren zunächst am Vorbild der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde orientiert. Sie sollte autonom, doch der Universität komplementär verbunden sein. Neben der Universität Leipzig und der Technischen Hochschule in Dresden bezog er auch das Sächsische Staatsarchiv in seine Planungen ein. Der Königlich Sächsische Altertumsverein war dagegen nicht in die Gründungsverhandlungen involviert. Dieser

Anhalt 2 (1926) 1–18.

[77] Weitere Beispiele für historische Kommissionen, die aus dem Zusammenschluß verschiedener Vereine unter dem Patronat der Provinzialverwaltung standen, sind etwa diejenigen Westfalens, Thüringens, Ost- und Westpreußens; Pabst, Historische Vereine 34–38.

[78] Andere Kommissionen folgten dem Kölner Beispiel und entstanden unabhängig vom Staat und den Geschichtsgesellschaften als Stifterkommissionen, etwa diejenige für Hessen und Waldeck oder die Gesellschaft für fränkische Geschichte in Würzburg; Walter Heinemeyer, Die Historische Kommission für Hessen 1897–1997. Geschichtlicher Überblick, wissenschaftliche Unternehmungen, in: Ders. (Hg.), Hundert Jahre Historische Kommission für Hessen 1897–1997 (Marburg 1997) 1215–1237; Pabst, Historische Vereine 36.

[79] Der Kölner Stadtarchivar Konstantin Höhlbaum machte aus seiner Meinung über derartige Assoziationen in einem Brief an die Vorstandskollegen der Gesellschaft kein Hehl: [die] *historischen Lokalvereine, die sich mehr oder weniger auf den üppigen Promenaden des Dilettantismus und seines Anhangs ergehen* [...], waren als Muster und gar Vorbilder nicht willkommen; Brief von Höhler vom 24.2.1890, Historisches Archiv der Stadt Köln, Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 4, Bd. 1, zitiert nach Pabst, Historische Vereine 36.

habe sich nach Meinung Lamprechts ohnehin nur auf Kunst- und Baudenkmäler konzentriert. Die schließlich eingerichtete Kommission war dann aber doch nicht so unabhängig, wie von ihrem *spiritus rector* erhofft, sondern lehnte sich in den Statuten an badische beziehungsweise württembergische Vorbilder an, wo eine königliche Verordnung am Anfang stand und die Kommission dem Kultusministerium unterstellt wurde[80].

Abgesehen davon, ob einzelne landesgeschichtliche Kommissionen es in ihren Satzungen festschrieben oder nicht, bestanden in den meisten Fällen ohnehin engere personelle Kontakte zwischen den historischen Kommissionen und den Geschichtsvereinen. Die landesgeschichtliche Kommission für die Provinz Sachsen und die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde nahmen die Extrempositionen ein, die das Beziehungsgeflecht zwischen den verschiedenen Institutionen umfaßte: auf der einen Seite gezielte Kooperation und Koordination und auf der anderen Seite deutliche Abgrenzung. Andere Kommissionen gingen einen Mittelweg, etwa diejenige für Württemberg, wo lediglich den vier wichtigsten Geschichtsvereinen ein Sitz in der Kommission zugeteilt wurde[81]. Die Zusammenarbeit zwischen dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein und der Kommission für Landesgeschichte war eng. So publizierte der Verein in der von der Kommission herausgegeben, landesgeschichtlichen Zeitschrift und verzichtete auf ein eigenes wissenschaftliches Periodikum – ein Faktum, das schon zu dem Fehlschluß führte, der Geschichtsverein sei in eine Kommission umgewandelt worden[82]. Aber selbst bei den Kommissionen, die sich bewußt von den Geschichtsgesellschaften abheben wollten, kam es zu personellen Überschneidungen zwischen den einzelnen Gremien und partiell sogar zur Zusammenarbeit[83]. Da in den Kommissionen immer die leitenden Funktionäre der staatlichen Archive und Bibliotheken sowie –

[80] Überhaupt kam es gleich zu Beginn zu Eingriffen von staatlicher Seite. Eine förmliche Wahl neuer Mitglieder scheint auf der ersten Versammlung nicht stattgefunden zu haben. Als der Dresdner Archivar Hubert Ermisch dem geschäftsführenden Mitglied Lamprecht von seiner Zuwahl schreibt, die ihm der Minister und Vorsitzende der Kommission im Dezember 1896 mitgeteilt hatte, ist dieser überrascht und weiß von nichts. Von Lamprecht vorgeschlagene Historiker wurden nicht aufgenommen, statt dessen seine Antipoden Erich Marcks und Gerhard Seeliger; Gerald Wiemer, Die Anfänge der Sächsischen Kommission für Geschichte, in: Geschichtsforschung in Sachsen. Von der Sächsischen Kommission für Geschichte zur Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 1896–1996 (Stuttgart 1996) 13–44; zur Kommission auch Karlheinz Blaschke, Sachsens geschichtlicher Auftrag. Zum 100. Jahrestag der Gründung der Sächsischen Kommission für Geschichte, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 21 (1997/98) 21–49.

[81] Max Miller, 70 Jahre landesgeschichtliche Forschungsarbeit, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 21 (1962) 1–237, hier 25.

[82] Kunz, Verortete Geschichte 75.

[83] So verstand es wiederum Karl Lamprecht, gemeinsame Arbeiten der verschiedenen Gremien zu koordinieren; Max Braubach, Landesgeschichtliche Bestrebungen und historische Vereine im Rheinland. Überblick über ihre Entstehung und Entwicklung (Düsseldorf 1954) 58 f.

soweit vorhanden – landesgeschichtlich arbeitende Universitätsprofessoren aufgenommen wurden, die ihrerseits wiederum zum allergrößten Teil in den Vorständen der historischen Vereine saßen, war diese auffallende Personalunion institutionell vorgegeben. Am größten war die Distanz vielleicht noch in der elitären, national ausgerichteten Münchener Kommission. Am engsten waren die Beziehungen in Württemberg, wo hohe Vertreter der Kulturbeamtenschaft kongruent in beiden Einrichtungen dominierten.

Die nicht unbedeutende Anzahl der landesgeschichtlich orientierten Kommissionen sowie die Vielzahl der historischen Vereine, in denen gemeinsam oder nebeneinander Hunderte von professionellen Historikern und zahllose begeisterte Dilettanten die Geschichte ihrer Region, ihrer Stadt und ihres Umfeldes erforschten, belegen den deutlich spürbaren Aufschwung, den die Landesgeschichte vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr. Deshalb ist festzuhalten, daß sich weder die Universal- noch Reichs- und schon gar nicht die Landesgeschichte nach 1871 im Niedergang befanden. Auch wenn die Universalgeschichte nie mehr die Popularität gewann, die sie im 18. Jahrhundert besaß, so wurde doch weiter in universalgeschichtlicher Perspektive gedacht und geschrieben. Und gerade für die Reichsgeschichte wirkte die Nationalstaatsgründung unter preußischer Führung regelrecht als Stimulans, nun endlich deutlicher Position zu beziehen. Darüber hinaus trug der Kulturkampf das seinige dazu bei, die Fronten zwischen großdeutschen und kleindeutschen Historikern zu verhärten.

Aber auch die Landesgeschichte ging nach 1870/71 keineswegs unter. Vor allem in den zahlreichen historischen Vereinen, die sich fast ausnahmslos mit ihren Arbeiten auf ein deutsches Königreich, eine Region oder eine Stadt bezogen, wurde weiter geforscht wie bisher. Professionelle Hilfe oder Ergänzung boten die an vielen Orten bestehenden Historischen Kommissionen, die sich ebenfalls fast alle explizit der Landesgeschichte widmeten. Nationale Geschichte schrieb man hier wie dort nicht, das überließ man Universitätsprofessoren. Gerade in der sehr lebendigen Landesgeschichte wurden gewichtige föderalistische historiographische Konzepte gegenüber der einseitig borussisch-preußischen Geschichtsinterpretation aufgebaut. Wenn man Preußen schon nolens volens die politische Führung überlassen mußte, so sollte doch zumindest im kulturellen Bereich auf die eigenen Werte und Leistungen aufgebaut werden. Es ist sicherlich kein Zufall, daß

ausgerechnet in Bayern 1898 der erste Geschichtslehrstuhl für Landesgeschichte eingerichtet wurde[84].

Gewiß hatten die Vertreter der propreußischen Schule ein Übergewicht an den Hochschulen und versuchten, mit ihren Geschichtsinterpretationen die Meinungsführerschaft zu erringen. Posthum haben diese zweifelsohne mehr Beachtung erfahren als von ihren Zeitgenossen. Alles in allem war es den politischen Historikern nämlich keinesfalls gelungen, die ganze Geschichte „siegesdeutsch anzustreichen". Und dennoch hat Jakob Burckhardt mit seinem Urteil Weitsicht bewiesen, denn die deutsche Geschichtswissenschaft hat sich seitdem tatsächlich mehrheitlich auf den kleindeutschen, preußisch geprägten Nationalstaat konzentriert[85]. Und so ging auch die Historiographiegeschichte lange davon aus, daß die deutsche Geschichtsschreibung spätestens seit den 1870er Jahren einzig und allein den Weg Deutschlands in den Nationalstaat beschrieben und gefeiert hätte. Dies läßt sich aber nicht zuletzt eben durch die Konzentration auf die universitäre Forschung erklären. So wirkmächtig die kleindeutsche und preußische Perspektive war und ist, so bleibt einzuwenden, daß sich Historiker in den deutschen Ländern vor und nach der nationalen Einigung weiterhin intensiv mit Universal-, Reichs- und Landesgeschichte beschäftigten. Deshalb ist es an der Zeit, den im 19. Jahrhundert weiterhin bestehenden Alternativen in der Geschichtsschreibung mehr Beachtung zu schenken.

[84] Der erste Lehrstuhlinhaber war Sigmund von Riezler, vgl. Alois Gerlich, Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme (Darmstadt 1986) 57.

[85] Wichtige Ausnahmen bilden zum Beispiel die Arbeiten von James J. Sheehan, German History 1770–1866 (Oxford 1989) und Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalsstaat, die sich gegen nationale Geschichtsdeutungen wenden, welche die Entwicklungslinien zwangsläufig auf die kleindeutsch-preußische Reichsgründung zulaufen sehen. Ihr Ausgangspunkt für die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert ist eine Vielgestaltigkeit dessen, was herkömmlich bis zur Nationalstaatsgründung und darüber hinaus mit „Deutschland" bezeichnet wird.